

(Nachdruck verboten.)

21

Neu-Karthago.

Roman von Georges Sclhoub.

„Verzeihen Sie, Kousine, daß ich auch nur einen Augenblick an Ihnen gezweifelt habe! Verzeihen Sie vor allem mein unverantwortliches Benehmen am Nachmittag . . .“

„Ach, sprechen wir nicht weiter davon, ich hatte die dumme Geschichte schon vergessen . . . Nein, Laurent, wenn einer um Verzeihung zu bitten hat, dann bin ich's. Ich war grausam und herzlos gegen alle, ganz besonders aber gegen Dich, mein guter Laurent! . . . Du wirst mir ein milder Richter sein, ich bedarf heute der Schonung und der Nachsicht! Meine Kofetterie habe ich wahrhaftig schwer genug gebüßt! Du verabscheust Béjard lange schon, nicht? Aber Du würdest ihn noch ganz anders hassen, wenn Du erst seine wahre Natur kennen würdest! Er ist unser aller Feind, ein Scheusal im schlimmsten Sinne des Wortes. Weißt Du, wie's mit dem Schiffbruch der „Gina“ war? So gräßlich es auch zu denken ist, aber ich habe die unerschütterliche Ueberzeugung, daß der Glende das Unglück nicht nur vorausah, sondern daß er sogar darauf rechnete. Er wußte ja doch ganz genau, daß das Schiff nicht mehr seetüchtig genug war, um eine lange Fahrt auszuhalten!“

„Nein, nein! Alles, nur das nicht! Es ist nicht möglich, daß er wissenlich all die Menschen geopfert hat! Mein Gott, das kann ja nicht sein!“ schrie Laurent, den Kopf in die Hände bergend, auf.

„Ja, ich schwör's auf mein Seelenheil, daß er's wußte. Er traut mir nicht, er fühlt, daß ich ihn durchschaue, und fürchtet sich deshalb vor mir. Er hat Angst, daß ich am Ende doch einmal aus der Schule plaudern könnte. Ich weiß auch, daß er und der alte Saint-Fardier die Absicht hatten, Dich ins Irrenhaus sperren zu lassen, nur meinem Vater hast Du es zu danken, daß der schöne Plan nicht zur Ausführung kam. Wahnsinnig? Ja, wahrhaftig, man könnte es werden, wenn man dazu verurtheilt ist, inmitten dieser Gesellschaft zu leben, und ich wundere mich nur, daß ich noch immer meine fünf Sinne bei einander habe! Ich möchte schwören, daß der häßliche Austritt bei Casti heute Abend nur der effektvolle Abschluß einer wohlvorbereiteten Komödie war, die er in Gemeinschaft mit Vera Pinto, dem Chilene, den Du heute Nachmittag auf der Straße gesehen hast, in Szene gesetzt hatte!“

Gina erzählte Laurent des weiteren, wie dieser Vera Pinto sie seit seiner Ankunft in Antwerpen unablässig mit seinen Zudringlichkeiten verfolgt hatte. Sie hatte ihn oft genug abfallen lassen, aber der Mensch ließ sich dadurch nicht abschrecken, und so unglaublich es auch klingen mag, er fand bei seinem Beginnen die aufmunternde Unterstützung Béjard's, dem er an stelle Dupouilly's Dienste leistete. Er war zweifellos ein gut Theil gemeiner und verworfener, als der Mann aus Sedan, und Gina versah sich nichts Gutes aus der gemeinsamen geschäftlichen Thätigkeit der beiden Theilhaber.

Béjard's Plan ging darauf hinaus, seine Freiheit wieder zu erlangen, um sich einen zweiten Goldfisch angeln zu können. Seit er ihr Vermögen verpukt hatte, sah er in Gina nur ein Hinderniß für sein Fortkommen. Da er sich seiner zweiten Frau nicht so bequem entledigen konnte, wie der ersten dort unten, hatte er zunächst in Güte Gina zur Scheidung zu bewegen versucht. Das Interesse für ihr Kind wie die Rücksicht auf ihre gesellschaftliche Stellung hatten Gina gehindert, seinem dringenden Ersuchen zu willfahren, sie wäre sonst gewiß die erste gewesen, die Trennung dieser unleidlichen Ehe zu wünschen. Angesichts ihrer Weigerung versuchte es Béjard mit Drohungen, und als auch dieses Mittel nicht verfiel, machte er sich kein Gewissen daraus, der Drohung die That folgen zu lassen und seine Frau mittheilslos zu mißhandeln. Als er dann eines Tages wieder die Hand gegen sie erhoben hatte, war Gina, zum Aeußersten gereizt, mit dem Messer auf ihn losgestürzt mit der Drohung, ihm den Stahl in den Leib zu rennen, wenn er Miene machte, sie zu schlagen. Der Feigling hatte sich das gesagt sein lassen: Gina hatte fortan Ruhe vor ihrem Peiniger, aber Béjard sann dafür auf nichtweniger verwerfliche Mittel, den Widerstand seiner Frau zu brechen. Zunächst

hatte er es sich angelegen sein lassen, sie in die Arme des Chilene zu treiben; zu seinem Leidwesen wurden auch hier seine Hoffnungen betrogen, und der chilenische Bundesgenosse erlitt in dem galanten Ehebruchszug eine empfindliche Schlappe. In der Erkenntniß, daß es ihm nicht gelingen würde, Gina der ehelichen Untreue zu überführen, war Béjard schließlich zu dem Entschluß gelangt, sie vor der Welt als schuldig hinzustellen und verurtheilen zu lassen. So war er im Einverständnis mit Vera Pinto selbst nicht davor zurückgeschreckt, in Ausführung seines sauberen Planes die kleinen Saint-Fardier's mit ins Unglück zu stürzen. Die Dinge hatten sich nach Gina's Annahme so entwickelt, daß der Chilene, nachdem er Béjard über die bevorstehende Zusammenkunft genau unterrichtet hatte, sich mit der einen oder der andern seiner Eroberungen zu Casti begab.

„In solchen fehlt's ihm nicht, selbst aus den Kreisen der sogenannten guten Gesellschaft,“ fuhr Frau Béjard fort, „denn die Damen aus meinen Kreisen theilen meine Abneigung gegen diesen verdächtigen Nestizen durchaus nicht. Ich brauche erst keine Namen zu nennen. Glücklicher als Cora und Angèle hat sich die dritte Theilnehmerin des galanten Abenteuers rechtzeitig in Sicherheit bringen können. Die Dame hat keine Ahnung davon, daß sie ihre Rettung einzig dem Haß verdankt, mit dem mich Béjard und sein schurkischer Helfer bedenkten. Natürlich lag den Beiden alles daran, diese dritte Dame vor dem Eintreffen der Polizei verschwinden zu lassen, sie hätten ja sonst keine Möglichkeit gehabt, mich in die unsaubere Geschichte zu verwickeln. Hatte man mich nicht am Nachmittag in Gesellschaft meiner Kousinen gesehen? Und hatten van Frans, Ditmayr und Vera Pinto nicht die ganze Zeit unter unserem Balkon auf Posten gestanden? Die Szene bei Casti bildet also klarerweise den Epilog der Intrigue, die im „Hotel Saint-Antoine“ eingefädelt wurde, und morgen giebt's in Antwerpen mit Ausnahme von meinem Vater und Dir keinen Menschen, der nicht der felsenfesten Ueberzeugung ist, daß ich mit dem Chilene ein Verhältniß habe. Und zu denken, Laurent, daß auch Bergmans die Verleumdung glauben wird! Und doch ist es nur die Erinnerung an ihn, die mir die Kraft giebt, tugendhaft zu bleiben! Ihn allein liebte ich, und ihn hätte ich heirathen sollen. Meine Eitelkeit und Hoffahrt schreckten ihn ab, und als er dann von mir ging, siegte die Eigenliebe über mein wahres Gefühl und ich ließ mich bereit finden, diese traurigste aller Ehen einzugehen. Um dem, den ich liebte, einen Schabernack zu spielen, habe ich mich für die Zeit meines Lebens unglücklich gemacht!“

Paridael hatte sich ganz vergeblich bemüht, seine Leidenschaft zu unterdrücken und durch Säufung von Hindernissen, die er zwischen sich und seiner Kousine aufstürzte, unmöglich zu machen. Vergeblich war er so tief herabgestiegen, daß sie nie mehr im Stande sein konnte, ihn zu sich emporzuziehen. Er glaubte sich zwar geheilt, in Wahrheit aber wühlte und zehrte das alte Leiden in seinem Innern mit ungeschwächten Kräften fort; der maßlos heftige Ausfall, zu dem er sich wenige Stunden vorher hatte hinreißen lassen, ließ über die Natur seiner Gefühle für die junge Frau keinen Zweifel. Und die Ereignisse seines Vagabundenlebens, der Verkehr mit allerlei lichtscheuem Gefindel hatten das Zhrige gethan, die letzten moralischen Bedenken in ihm zu ersüden und ihn unternehmender zu machen.

Der Bericht der brutalen Handlungsweise Béjard's weckte in Paridael's Brust eine seltsame Mischung widerspruchsvoller Empfindungen; ein Theil seines Hahs nahm aufrichtigen Antheil an dem Geschick der unglücklichen Frau und empörte sich gegen solch ein Uebermaß an Niedertracht und Gemeinheit, der andere dagegen brannte vor Begierde, das Beispiel Béjard's nachzuahmen, die Frau zu schlagen und sie noch barbarischer zu mißhandeln als vorherhin auf dem „Korso“. Nie waren die unvereinbaren Gegensätze dieser komplizirten Natur so scharf und unvermittelt zum Ausdruck gekommen wie eben jetzt.

Nach einem langen Schweigen sagte er zu Gina, deren Hände er fest in den seinen hielt: „Du liebst Bergmans also noch immer!“

Aus dem Ton seiner Stimme klang ein solches Maß von Trauer und Liebe, daß Gina unwillkürlich den Blick auf ihn

richtete. Sie war aber nicht wenig überrascht, in seinen Augen denselben starren Ausdruck zu bemerken, der ihr schon damals in der Drangerie solchen Schreck einjagte, und als er ihre Hände immer fester umklammerte, stieß sie ein ängstliches „Laurent“ heraus und versuchte, ihn zurückzustößeln, ohne auf seine Frage Antwort zu geben.

„Du brauchst vor mir keine Furcht zu haben, Gina!“ flüsterte er mit leiser, erlöschender Stimme. „Denke von mir, was Du willst und verachte mich nach Deinem Belieben, aber laß Dir auch gesagt sein, daß es nichts giebt, was ich nicht versuchen würde, um Dich glücklich zu machen!“

Es war seine aufrichtige Meinung, der er Ausdruck gab, aber zu den respektvollen Worten, die sein Mund sprach, wollte der brutale Händedruck, der Gina's Armgelenke wie in einen Schraubstock einpreßte, und die begehrliehen Flammen, die in seinen Augen aufleuchteten, vertheilt schlecht passen.

„Wenn dieser Béjard verschwände, würdest Du wohl Bergmans heirathen?“

Seine Stimme schien aus dem Jenseits zu kommen, wie die eines Menschen, der von langen Träumen geängstigt, aus dem Schlafe spricht.

„Willst Du, daß ich Deinen Mann ermorde? Du brauchst nur ein Wort zu sagen . . . Sprich, Sprich, sag ich!“

Der blutgierige, hagerfüllte Blick Laurents bedrohte indessen nicht allein den Mann, dem er den Tod geschworen, Gina las in diesen Augen noch ganz etwas anderes als wilde Mordlust, sie las in ihnen eine stürmische Forderung, eine unmittelbar an sie gerichtete Drohung.

„Ehe ich Dein und Bergmans' Glück für immer sichere, stehe ich Dich an, nur einen kurzen Augenblick gut zu mir zu sein, nur den kurzen Augenblick, den der Kuß einer Schwester währt. . . . Dann will ich gern von daunen gehen, um meine Mission zu erfüllen und ich will Dir gewiß nicht wieder vor Augen treten. . . . Schnell, gieb mir den Abschiedskuß, Regina!“

Seine Stimme hatte einen dringenden Ton angenommen, sie klang rauh und drohend, und die flehende Bitte bekam dadurch einen häßlichen, verlogenen Mißklang. Er zog die junge Frau mit Gewalt an seine Brust, während seine brutalen Fäuste ihre Handgelenke mit eisernem Griff umklammerten.

„Laurent! Lassen Sie mich! Sie thun mir weh!“

Statt zu gehorchen, zog er sie nur fester an sich. Er preßte seine lechzenden Lippen fest auf den Mund der vor Scham und Angst vergehenden Frau, die, langsam zurücksinkend, seinem stürmischen Angriff zu erliegen drohte. Aber im letzten Augenblick raffte sich Gina mit dem ganzen Aufgebot ihrer Willenskraft noch einmal auf; es gelang ihr, sich Laurent's Armen zu entwinden und hinter dem Tische Deckung zu suchen.

„Alle meine Komplimente für die Meisterschaft, mit der Du Deine spitzbüßische Rolle spielst!“ kreischte sie. „Und ich war harmlos genug, Vera Pinto zu verdächtigen! Nachdem er Dich dafür bezahlt, mich nachmittags zu malträtiren, rechnete er abends darauf, mich mit Dir, häßlichem Wicht, zu überraschen! Deine abstoßende Häßlichkeit und Unsauberkeit hätten allerdings meinen Fall im trübsten Lichte erscheinen lassen müssen!“

Unter dem niederschmetternden Eindruck dieses giftigen Wortschwall, der ihn momentan der Besinnung beraubte, als hätte man ihm Vitriol ins Gesicht geschleudert, machte Laurent nicht einmal den Versuch, sich zu rechtfertigen. Der Schein war ja gegen ihn und er konnte so nichts Besseres thun, als sich schleunigst aus dem Staube zu machen. Béjard konnte jeden Augenblick nach Hause kommen, wenn er ihn hier traf, dann war für die verleumderische Verdächtigung der volle Wahrheitsbeweis erbracht.

Taumelnd und stolpernd wandte Laurent aus dem Hause. Gina hielt ihn also wirklich einer derartigen Gemeinheit fähig? Er war in ihren Augen so tief gesunken, daß ihm jede Möglichkeit benommen war, sich wieder zu erheben. Er hatte fortan ein gutes Recht, sich im Schlamm des Lasters zu wälzen und es den verkommenen Kameraden gleich zu thun, denn alle Mißthaten, die ihn sein verlorenes Leben noch begehren lassen konnte, schienen neben der Erbarmlichkeit, deren er eben beschuldigt worden, eitel Kinderspiel.

Und Gina war ganz außer stande, ihren Irrthum zu berichtigen und ihre Ungerechtigkeit wieder gut zu machen. Das Brandmal, das ihm diese infame Anschuldigung aufgedrückt, konnte keine nachträgliche Ehrenerklärung und keine Gnadenbewilligung tilgen.

(Fortsetzung folgt.)

Quellenfinder.*

Dieser Tage kam aus Breslau die Nachricht vom Tode des „schlesischen Wassergrafen“, des in Bentz in der Grafschaft Glatz ansässigen Grafen v. Brühoveg-Selera und Sedezicz, der sich als Quellenfinder nicht nur in Deutschland, sondern in der ganzen Welt einen Namen gemacht hat. Da die Thätigkeit des Quellenfindens im großen Publikum oft mit ungläubigen Augen betrachtet wird, ist es vielleicht nicht unangebracht, auf das Quellenfinden näher einzugehen. Schon in der Bibel ist von der That eines Quellenfinders die Rede. Daß Moyses, der durch einen Schlag mit seinem Stabe aus einem Felsen eine Quelle hervordachte, viele naturwissenschaftliche Kenntnisse besaß, ist unleugbar, und wahrscheinlich haben wir es hier mit einem Stild der Quellenkunde zu thun, in der Moyses größere Fortschritte gemacht hatte, als die meisten seiner Zeitgenossen. Bei Erwähnung von Moyses Stabe liegt es nahe, der Wünschelruthe und ihres Zaubers zu gedenken. Die Wünschelruthe, deren Adepten sich über ganz Europa verbreiten, und deren Spuren sich in den meisten ebenso abergläubischen als regen- und quellbedürftigen afrikanischen Völkern wiederfinden, besteht aus einem grünen Zweige von der Haselstaude, der Kornelkirsche oder vom Delbaume. Der Zweig muß entweder gabelförmig oder einfach sein; den einfachen faßt man mit beiden Händen, daß er einen Bogen bildet, beim gabelförmigen hält man mit jeder Hand einen Ast so, daß die Gabelvereinigungen im Bogen inmitten freistehen und, da man nicht fest, sondern locker hält, frei und leicht zwischen Händen und Brust des Haltenden schwingen kann. Die Kunst der Akhdomanten (von Akhdomos, Zweig, und Mantis, Wahrsager) oder der „Rutengänger“ war noch in unserm Jahrhundert so verbreitet, daß eine ganze Literatur darüber entstand, indem Thouvenel, Amoretti und Ritter in München und andere die Ergebnisse ihrer Versuche und ihre Erklärungsversuche veröffentlichten. Das Ergebnis, das der bedeutendste Quellenkundige unserer Zeit, der französische Abbé Paramelle, aus seinen Beobachtungen bei einigen Duzend der berühmtesten Rutenschläger zog, ist der Wünschelruthe natürlich höchst ungünstig; er fand, daß die Bewegung sowohl an wasserarmen wie an wasserreichen Oertern vor sich geht und folglich durchaus nicht als Anzeichen einer nahen Quelle gedeutet werden kann.

Der Abbé Paramelle trat als Priester eines kleinen Ortes in der Diözese Toulouse nach stillen, langjährigem Umgange mit den Naturwissenschaften, namentlich der Geologie, plötzlich mit seinen praktischen Kenntnissen hervor und erregte durch seine Angaben der in jenem Departement so wichtigen unterirdischen Wasserläufe ein ungemeines Aufsehen; das Volk hielt seine Fähigkeit vielfältig für höhere Eingebung, selbst den Gebildeten erschien sie im Anfang unerklärbar. Ein Werk von ihm, das für die Quellenkunde von grundlegendem Werthe ist, wurde von Cotta im Jahre 1856 ins Deutsche übertragen. Als Paramelle im Jahre 1818 in dem kleinen Kirchspiel St. Jean - l'Espinaisse (Lot) zum stellvertretenden Pfarrer ernannt worden war, überraschte ihn der Gegensatz, den in bezug auf die Quellen der östliche Theil des Departements de Lot gegen den westlichen bildet. Der östliche, ganz aus Urgestein bestehende Theil zeigt sehr lange und regelmäßige Hügelketten. Von allen Seiten fließen Quellen herbei; fast jedes Haus hat eine in der Nähe, und fast alle Wiesen werden von Flüssen, Bächen oder Quellen bewässert. Den 24 Kantonen dagegen, die den westlichen und südlichen Theil des Departements bilden und auf Kalksteinformation liegen, fehlt es an Bächen und Brunnen mit Quellwasser. Die Wünschelruthe bildete in dieser Gegend einen gewöhnlichen Gegenstand der Unterhaltung. Die Einwohner mußten häufig vier bis fünf Stunden weit gehen, um mühselig für sich und ihre Thiere das nöthige Flußwasser zu holen. Die allgemeinen Klagen rührten das Herz des Abbés. Paramelle wußte, daß auf der Kalksteinformation ebensoviele Regenwasser niederschlägt, wie auf den anderen Formationen; er begann, die weiten, trockenen Plateaus zu durchwandern, stets bemüht, dem Verlauf der Regenwasser nachzuforschen und Quellen Spuren aufzufinden. Fast zwei Jahre vergingen, ohne daß es ihm gelang, das geringste Zeichen von Quellen zu entdecken. Da es ihm auf den Plateaus nicht glücken wollte, wandte er sich mit seinen Untersuchungen den Ufern der drei Hauptflüsse des Departements zu. Er sagte sich bald, daß deren Quellen nicht in dem Gestein entstünden, aus dem sie hervorträten, und auch nicht in der Umgebung, sie müßten vielmehr das Produkt der Regenwasser sein, die auf den Plateaus niederschallen und dort sogleich von der Bodenoberfläche aufgenommen werden. Er mußte annehmen, daß unter den Kalksteinplateaus unterirdische Bäche auf dieselbe Weise entstehen, anwachsen und weiterfließen müssen, wie die sichtbaren Wasserläufe anderer Gegenden; aber wo lagen ihre Betten? Nur drängte sich dem Unermüdblichen der Gedanke auf, er müsse das Studium der unterirdischen Hydrographie am falschen Ende angegriffen haben; dem Studium jener mit Erdfällen und Erdfürzen überfüllten Gegenden müßte das der an Quellen so reichen Urgesteine vorhergehen. Die zwei nächsten Jahre wurden darauf verwendet, die Urfurcation des Departements zu durchwandern und zu untersuchen, unter welchen Terrainverhältnissen dort die Quellen hervortreten. Kaum hatte er so die Materialien zur Theorie der unterirdischen Wasserläufe gesammelt, so wendete er sie auf die Kalksteinplateaus

* Aus der „Kölnischen Zeitung“.

an und eröffnete alsbald die lange Reihe seiner Quellenentdeckungen mit Auffindung der mächtigen Quellen von Louvise. Sein erstes Geheiß der Quellenauffindung lautet, daß unter jeder auch noch so schwach bezeichneten, thalähnlichen Bodeneinsenkung ein Quellenlauf liegt. Die Bodeneinsenkungen, deren Vertheilung ihm anfangs wirr und ungeordnet erschien, bildeten, wie er entdeckte, Reihen, deren jede im Thalweg eines wenig vertieften Thales hinlief. So konnte er denn nach den Furchen des Bodens das geschlossene Quellengebiet bestimmen, das oberirdisch das atmosphärische Wasser aufnimmt und in einem Wasserlaufe unterirdisch vereinigt; auch lernte er, im voraus die Tiefe und den Wasserreichtum der Quelle anzugeben. Nachdem er neun Jahre lang in Büchern und namentlich in der Natur studirt hatte, ordnete er die gesammelten Erfahrungen und reichte dem Generalrath des Departements de Lot 1827 in einer Abhandlung eine Uebersicht der von ihm aufgestellten Grundsätze der Quellenauffindung ein. Zugleich erbot er sich, Privaten und Gemeinden unentgeltlich Proben seiner Kenntnisse zu geben. Schnell verbreitete sich sein Ruf über ganz Frankreich, und bald wurde er, der inzwischen sein Amt als Priester niedergelegt hatte, um sich ganz und gar seiner wohlthätigen Mission widmen zu können, von vielen Quellenbedürftigen herbeigerufen. Bis 1853 verfaß er nach und nach 40 Departements mit Quellen. Er nahm während seiner 25jährigen Thätigkeit 10 275 Quellenbestimmungen vor; 8 bis 9000 davon hatten ergiebige Brunnengrabungen zur Folge, von den Erfolgen der übrigen erhielt er keine Nachricht. Paramelle's Erscheinen in wasserarmen Gegenden war stets ein Ereigniß; man lief von überall her zusammen, um den Gottgesandten, den zweiten Moses, zu sehen. Er erklärte aber sofort, indem er seine Blide auf dem Lande, dem Boden weilen ließ, den Leuten, die ihn umringten, daß er weder ein Heiliger noch ein Zauberer sei. Vom März bis Juli und vom September bis Dezember besand er sich jedes Jahr unterwegs, und arbeitete vom Sonnenauf- bis Sonnenuntergang, bis er sich im Jahre 1854, wo er das 64. Lebensjahr erreichte, von seiner segensreichen Beschäftigung zurückzog.

Die Geheiß und die örtlichen Vorbedingungen der Quellenbildung, wie sie Paramelle praktisch zur Anwendung brachte, sind wissenschaftlich vielfach bestätigt worden. So stimmen seine Entdeckungen z. B. mit der von G. H. D. Volger aufgestellten Theorie der Quellenbildung vollständig überein. Volger meint, daß die nie ruhende „Auszehrung des Bodens“ durch das unterirdisch dahinfließende Quellwasser leere Räume im Felsenbau der Erdrinde veranlasse. Die Quellenzüge unter den Thalgründen, denen das Flußbett folge, erzeugten unterirdische Höhlungen und Ersfälle. Die theilweisen Einstürze der Gewölbe über den Höhlungen hätten eine Vereinigung des oberirdischen Flusses mit unterirdischen Quellenzügen herbeigeführt, und durch diesen Hergang seien die sämmtlichen Ecken der Schweiz, des bayerischen Oberlandes und des lombardischen Alpenlandes zu hande gekommen. Volger stellt als Regel auf, daß jedem oberirdischen Wasserlaufe auch unterirdische Wasserzüge entsprechen. Heute ist es bekannt, daß die Quellbildung ein Stück des gewöhnlichen Wasserkreislaufs darstellt. Ein Theil des niedergefallenen Wassers dringt in die Erde ein und tritt dann später als Quelle wieder hervor. Jede Quelle hat ein Sammelgebiet, auf dem die Niederschläge versickern und das höher liegt als der Quellenpunkt. Gegenden ohne Niederschläge haben auch keine Quellen. Je größer unter sonst gleichen Bedingungen das Sammelgebiet einer Quelle ist, desto stärker ist auch ihr Ertrag. Auf dicht bewachsenen, besonders auf bewaldeter und auf ebener Fläche gelangt weit mehr Regen zur Versickerung, von kahler und von geneigter Fläche hingegen läuft das Wasser zu rasch ab. Die kulturelle Bedeutung der Quellen ist zu allen Zeiten anerkannt worden. Zahlreiche Völker beteten und beten die Quellen an. Die Straßen und Stationen vieler Nomaden und vieler Handelskarawanen, sogar die Straßen einzelner Völkerwanderungen waren bestimmt durch die Brunnen und deren Oasen. Die Eroberung eines Theiles der Sahara durch die Franzosen war mehr eine Eroberung durch neue artesische Brunnen, als durch Waffengewalt. Als durch die Zerstörung der Wälder in den Ländern rings um das Mittelmeer herum die Quellen mehr und mehr versiegeten und damit gleichzeitig die Wildwasser überhand nahmen, als selbst die langen Wasserleitungen der Römern in Spanien, der Römer in Italien zeitweise kein Wasser mehr lieferten, ging die Bodenkultur rasch zurück, dann auch die Bevölkerung selbst, und der Herd und Schwerpunkt der Zivilisation kam nach dem an Regen, Wäldern und Quellen reichen nördlichen Striche Europa's.

Kleines Feuilleton.

dg. Berliner Postverhältnisse vor hundert Jahren. Der moderne Berliner kann sich kaum noch vorstellen, mit welcher Schwermüdigkeit vor hundert Jahren die Berliner Briefbeförderung von statten ging. Die Besorgung sämmtlicher Bestellungen lag in den Händen des Generalpostamts, das aus dem Hofpostmeister und zehn Hofpostsekretären bestand. Den letzteren lag die Abfertigung der abgehenden und ankommenden Posten ob, welche in den Poststuben geschah. Dahin werden auch alle abzuführenden Sachen, und zwar die Pakete und Briefe gezogen worden, abgeliefert, die Welter aber wäget einer der verordneten Postboten in der Poststube ab, wo sie alsdann dem Hofpostsekretär, welcher den Kurs zu besorgen hat, gegen einen Empfangschein zugestellt werden. Am Eingang des Posthauses befand sich das Postkonptoir, in dem zwei Sekretäre ihren

Platz hatten. Bei dem einen konnte man immer eine Stunde nach Ankunft der Posten seine Briefe abholen. Um 11 Uhr des Vormittags und um 6 Uhr abends werden die noch nicht abgeholtten Briefe demjenigen, an welchen sie gerichtet sind, ins Haus geschickt, man zahlt sodann für jeden Brief in der Stadt 3 Pf., in den weiteren Gegenden der Friedrichstadt und den Vorstädten 6 Pfennige Bestellgeld. Die mit Geld beschwerten Briefe werden niemanden unter keinem Vorwande aus dem Postkonptoire verabsolgt, sondern, wenn darin unter 30 Rthlr. befindlich, so werden sie gleichfalls von den Briefträgern nebst einer gedruckten Quittung zur Unterschrift ins Haus gebracht; befindet sich aber im Briefe mehr als obige Summe, oder etwa ein Beutel und Faß mit Golde, so wird nur der Schein an den Empfänger geschickt, welcher sodann die Gelder gegen Unterschrift der gedruckten Quittung selbst abholen muß. Für jeden Geldbrief oder zu bestellenden Geldschein erhält der Briefträger 6 Pf. Die Pakete wurden durch einen Hof-Postsekretär nachgesehen, der die für Berlin bestimmten in der Packammer einschreiben ließ und den Empfängern die Adressen durch Packammer-Voten zusandte. Ein jeder Empfänger schickt sodann die Adresse nach der Packammer und läßt daselbst sein Paket abfordern, wofür nebst dem Porto die Niederlage mit 6 Pfennige für ein jedes Paket bis 20 Pfund und so weiter nach Verhältnis des Gewichts bezahlt werden muß. Daraus bringt er es zu der Postkasse, welche zu dem Ende gleich vor der Packammer errichtet ist, woselbst die Pakete geöffnet werden und die gehörige Kasse entrichtet wird. Sind es aber verbottene Waaren, oder erfordern es etwa sonst vorkommende Umstände, so werden die Pakete nach dem Packthofe gebracht und daselbst, was wegen der Kasse zu erinnern ist, berichtet. —

Theater.

Im Lessing-Theater wurden am Dienstag unter dem Sammelnamen „Die Befreiten“ vier Einakter von Otto Erich Hartleben aufgeführt. Zwei von ihnen waren bekannt, zwei wurden zum ersten Male gegeben. Im Grundgedanken beschäftigen sich die vier Stücke, die tragisch angehauchten, wie die schaden, mit der Befreiung von verschiedenen Frauengestalten. Alle litten unter Bevormundung, sie waren alle in gewissem Sinne „verkauft und verathen“.

Der erste unter den Einaktern, „Der Fremde“, ist wohl der blasseste unter allen. Er stützt sich eher auf literarische Anregungen, als auf eigene Anschauung. Zwölf Jahre lang war eine Frau an einen alternden Bequemlichkeits-Philister gettelt. Das dürftige Kind von siebzehn Jahren war dem wohlstürzten Mann „anvertraut“ worden. Von einem jungen, armen Studenten war sie losgerissen. Als gereifter, erobernder Mann dringt der Student von ehedem in die monotone Familie des Rentiers Mautenberg. Mit Schreden sieht er, wie aus dem übermüthigen Mädchen der Jugendtage eine besonnenere, bedrückte Frau geworden ist. Nicht mehr der Fremde sieht vor Gabriele. Der Jugendgeliebte richtet die Halbgebrochene wieder auf. Es kommt zur entscheidenden Aussprache zwischen ihr und dem Gatten, und Gabriele folgt dem Geliebten.

Gerade an dieser letzten Aussprache ist für mich viel von Gedankenblässe haften geblieben. Hartleben moralisirt mir da zu viel. Vielleicht wirken bei ihm selbst halb unbewußt moralische Erziehungsmomente oder Rücksichten auf Moralansehung des Publikums mit. Wenn das mißhandelte Weib den selbstgerechten Tölpel so genau bis zum Ekel erkannt hat, wenn ihr draußen die langentbehrte Freiheit winkt: was soll ihr noch das mildberzige Gewimmer. Wäre er in seiner Art geduldig, wie ein Lamm, sie kann ihm nicht mit Geduld folgen, über sie muß es gekommen sein, wie Feuer und Gluth. Alle Nerven in ihr müßten zittern. Hinans, hinaus aus dem Unerträglichem!

Das Schauspiel wurde in verständiger, sicherer Auffassung von Herrn Pfeil, (dem „Philister in den besten Jahren“), Fr. Sauer und Bonn (dem „Fremden“) dargestellt, vermochte aber das Publikum nicht zu erwärmen. Gegen schwachen Beifall erhob sich eine Opposition.

Weit energischer setzt das zweite Stück „Abschied vom Regiment“ ein. Es ist eine Studie von stark bewegter Kraft und in ihr brachte zugleich Herr Bonn eine reiche schauspielerische Gabe. Wieder giebt es eine Katastrophe, wieder liegt das Nebel für das Weib in der Vergangenheit. Hauptmann Griesfeld hat nach einem Goldstück geangelt. Er stand vor dem wirtschaftlichen Ruin. Er mußte. Olga Griesfeld lernt in der Ehe klar sehen. Sie ist weder zur Märtyrerin, noch zum Heldenthum geschaffen. Sie betriegt ihren Mann mit dem Premierlieutenant v. Brandau. Das erfährt in dem Nest alle Welt, nur der Gatte nicht. Um dem Skandal ein Ende zu machen, wird Hauptmann Griesfeld „verfeßt“. Er hat Abschied vom Regiment genommen, sein Klop ist vom Bein schwer. Schwül und gespannt ist die Lage in seinem Hause. Was er halb erräth, erfährt er vollends. Seine Qual, wie seine Brutalität brechen los. Er bedroht seine Frau; auf ihre Angstrufe eilt der Geliebte aus dem Garten herbei. Wie ein Thier stürzt der beleidigte Gatte sich auf ihn und wird vom Premierlieutenant in der Abwehr getödtet. So ist Olga nun eine „Befreite“. So dramatisch wirksam sich die Szenen aufbauen, so künstlerisch und sauber sie im Detail durchdacht sind: Eines stellt sich zum Schluß nicht ein. Es giebt ein Gewitter: Aber es reinigt nicht. War dieses Weib den Degenstoch, den Brandau führen mußte, werth? Und ist Olga wirklich nunmehr eine Freie?

Ein meisterliches Genrestück entwarf wieder einmal Herr B o n n. Wenn er sich bescheidet und selbstgefälligem, überwichtigem Wesen nicht vertraut, gewinnen seine Gestalten Werth und Bedeutung. Wie die Unruhe in dem Hauptmann wächst, bis alle Brutalität entfesselt wird, das ist eine sehr werthe, lebensfrohe psychische Studie.

Mehr Beifall noch, als der Abschied vom Regiment fand die echte Komödie, so lustig auf verteuftem ernstem Hintergrund „Die sittliche Forderung“. Ihrer ist an dieser Stelle schon eingehend gedacht worden. In ihr deden sich Form und Idee. Hier hat sich wirklich ein ganz kräftiges Weib selbst befreit. Ueber die frühere Misere kann sie ein oder das andere Mal noch ingrimmig erboht werden. Im übrigen liegen alle lagenjämmerlichen Sentimentalitäten hinter ihr. Jenny Grob war im Einzelnen ganz resolut und das war gut so. Es gab doch den Schein der Tapferkeit, die ein Weib bewiesen haben muß, wenn es durch Elend und Lumperei sich durchschlägt.

Den Abschluß des Abends machte die leichtere, burleske Plauderei „Lore“, die nach der bekannten Erzählung Hartlebens vom „abgerissenen Knopi“ gearbeitet ist. —

Archäologische.

— Im „wissenschaftlichen Verein“ zu Athen sprach unlängst der General-Ephoros für Alterthümer, Kavvadias, über einzelne interessante Entdeckungen, die im Verlaufe der unter seiner Leitung vorgenommenen Ausgrabungen in Epidaurus gemacht worden sind. Unter anderem berichtete er über ein großes höchst originelles Gebäude, das er, gestützt auf eine Stelle des Thukydides, für ein antikes Gasthaus erklärte. Solche Gasthäuser befanden sich auch in Olympia, auf dem Pnyx von Korinth und an anderen Punkten des alten Griechenlands, besonders an den Kultmittelpunkten und heiligen Stätten, und dienten zur Aufnahme der jenen Ort besuchenden offiziellen Gäste und der sich zu den Kampfspielen einfindenden Wettkämpfer. Das vor kurzem in Epidaurus aufgefundenen Gasthaus diente, abgesehen von diesem erwähnten Zwecke, auch als Wohnung für die Kranken, die von allen Punkten der alten Welt in Epidaurus zusammenströmten, um bei dem Gotte Asklepios Heilung zu finden. Das Gebäude gehört nach seinen äußeren Abmessungen zu den größten, die bisher entdeckt worden sind, und zeigt eine genau quadratische Form; die Seite des Quadrats hat eine Länge von 76 Metern, so daß der Flächeninhalt ungefähr 5800 Quadratmeter beträgt. An sämtlichen vier Seiten des Gebäudes befinden sich Zimmer; zwei die Mitte des Gebäudes kreuzförmig durchschneidende Gänge theilen das Ganze in vier kleinere, gleiche Quadrate, von denen jedes in seiner Mitte einen vierseitigen Hof besitzt, der von 36 Säulen in dorischem Stil umgeben ist und ringsherum von 20 Zimmern eingeschlossen wird. Das Gebäude war, wie sich aus den noch erhaltenen Bauresten ergibt, zweistöckig angelegt; demgemäß belief sich die Zahl sämtlicher Wohnzimmer auf 160. —

Medizinisches.

— Einen merkwürdigen Fall von Selbsterletzung mit Nadeln behandelte, wie die „Täglichen Mundschau“ mittheilt, Dr. Wilhelm Claussen in Jyehoe. Ihm wurde eines Nachts von der Polizei eine 28jährige Frau als Epileptische ins Krankenhaus eingeliefert, die am anderen Tage die verschiedenartigsten Krankheitserscheinungen zeigte. Theils sollten es Krämpfe, theils Lähmungen sein. Dr. Claussen hielt sie jedoch für Verstellung und nur die Schmerzen in der Schulter für echt, welche die Frau bei der geringsten Bewegung des Armes zu lauten Schmerzensäußerungen trieben. Mehrere Wochen lang konnte der Arzt dafür keine Ursache finden, bis schließlich eines Tages sich an der Brust eine eitrige Entzündung bemerkbar machte, aus deren Tiefe ein Einschnitt eine verrostete Nadel zu tage förderte. Sie hatte jedenfalls dicht an dem großen Geflecht der Armmerven gelegen, so daß sie bei der geringsten Bewegung die Nerven reizte und so die furchtbaren Schmerzen verursachte. Nach Entfernung der Nadel hörten die Schmerzen auch sofort auf, und schon wollte Dr. Claussen nach einigen Tagen die Frau als geheilt entlassen, als sie über lebhafteste Schmerzen in beiden Beinen zu klagen anfang. Auch hier erwiesen sich bald als Ursache Nadeln — aber nicht eine, sondern eine ganze Anzahl. Alle Tage fand der Arzt neue Nadeln in der Tiefe der Muskeln, eine steckte sogar im Kniegelenk. Die Nadeln waren von verschiedener Länge, einige sogenannte Stopfnadeln von sieben Zentimeter Länge, die andern gewöhnliche Nadeln. Im ganzen mußte Dr. Claussen 3 Stednadeln und 26 Nadeln bei der Kranken entfernen. Diese behauptete, sie hätte alle Nadeln kurz, bevor sie ins Krankenhaus gebracht wurde, auf einmal verschluckt. Sie hoffte sich dadurch ein langes Krankenlager zuzuziehen und damit einer ihr drohenden Gefängnisstrafe zu entgehen. Nach vierteljährigem Aufenthalt im Krankenhaus konnte sie als gesund entlassen werden. —

Meteorologisches.

— Die Anwesenheit von freiem Wasserstoff in der Luft war bisher nicht festgestellt worden. Jetzt ist dieser Nachweis dem französischen Chemiker und Akademienmitgliede Armand Gautier gelungen. Er hat ermittelt, daß die Luft auf hohen Bergen und auf offener See, überhaupt die reine Luft, immer einen kleinen Antheil von freiem Wasserstoff enthält. Dieser Antheil ist ziemlich beständig, er beträgt 11—18 Kubikcentimeter auf 100 Liter trockener Luft bei 0 Gr. und 760 Mm.-Druck, also etwa 1/10 Raumtheile auf 10000 Raum-

theile Luft. Der freie Wasserstoff ist also jetzt zu den Elementen der Erdatmosphäre zu zählen; seine Raummenge ist ungefähr gleich der Hälfte derjenigen der Kohlenäure in der unter gleichen Bedingungen befindlichen Luft. —

Humoristisches.

— Aus Sachsen. Lehrer: Erst im Jahre 785 nach Christi Geburt nahmen die Sachsen das Christenthum an. Bis dahin waren sie Heiden gewesen. Nun, Emil, was willst Du fragen?

Schüler: Wie hat m'r denn bis dahin in Dräsen gesagt, wenn m'r: „Ei Herrhäses!“ sagen wollte? —

— Im Damenklub. „Sie sind doch auch noch nicht verheirathet, liebe Kollegin?“

„Gott sei Dank, leider noch nicht!“ —

— Die Fingerzeige der Natur. Arzt: Nun, wie steht es mit Ihrer Schlaflosigkeit? — Patient: Immer dieselbe Sache. Ich wälze mich fast jede Nacht ruhelos bis 5 Uhr morgens umher. — Arzt: Haben Sie denn die Pulver genommen, die ich Ihnen verordnet habe? — Patient: Ja, aber der Erfolg wollte sich nicht einstellen, und deshalb habe ich schon seit einer Woche damit aufgehört. Uebrigens muß ich Ihnen erzählen, daß ich in einer einzigen Nacht und zwar vorgestern, ganz ausnahmsweise vorzüglich geschlafen habe. — Arzt: „So, so, der Sache müssen wir doch auf den Grund gehen! Was haben Sie am Abend vor der Nacht, in der Sie ausnahmsweise schlafen konnten, getrunken?“ — Patient: Gar nichts. Es war eben der reine Zufall. — Arzt: „Die Pathologie kennt keinen Zufall! Wann sind Sie zu Bette gegangen?“ — Patient: „Um punkt elf Uhr.“ — Arzt: „Erzählen Sie mir ganz genau, was Sie unmittelbar vorher getrieben haben.“ — Patient: „Ich habe geschrieben.“ — Arzt: „Was haben Sie geschrieben?“ — Patient: „Einen rekommandirten Brief.“ — Arzt: „Also schreiben Sie von jetzt ab jeden Abend einen rekommandirten Brief, das scheint Ihnen doch zu helfen.“ — (Lust. Bl.)

Vermischtes vom Tage.

— Neue Denkmals-Witze von Victor Laberenz. Berlin. Hugo Steinig. — Die Einleitung enthält den Satz: „Da wir somit den Kaiser selbst auf unserer Seite wissen, wollen wir getrost die Witze über die neu aufgestellten Denkmäler aus dem Munde eines echten Berliners kennen lernen.“ —

— In dem Befinden Friedrich Nießche's, der in Weimar lebt, ist eine Besserung eingetreten. Von seiner Schwester, Frau Förster-Nießche, ist ein Archiv errichtet worden, das jetzt fast den gesammten schriftlichen Nachlaß mit Einschluß der wichtigeren Briefe umfaßt. —

— In der Ederförder Bucht treibt ein Walfisch sein Wesen. Er räumt unter den Fischen stark auf und beschädigt die ausgelegten Netze. Auf den bisher unternommenen Jagdzügen konnte man ihm nichts anhaben. Jetzt wollen's die Schleswiger versuchen. Szigungen haben sie zu diesem Zweck schon einberufen. —

— In Haspe (Westfalen) wurde an einer dreißigjährigen Wittve ein Lustmord verübt. Die Ermordete hinterläßt mehrere Kinder. —

— Aus Großwardein wird gemeldet, daß sich in allen Theilen des Komitats schwere Gewitter mit Sturm und Hagelschlägen entladen haben. An zahlreichen Orten wurden Dächer von den Häusern gerissen. In Felete-Gyhöös wurde ein Landwirth auf dem Felde vom Blitz erschlagen, ein anderer schwer verundet. —

— Nach England wird jährlich Opium im Werthe von 24 Millionen Mark eingeführt. Davon wird allerdings viel zu Tinkturen u. s. w. verbraucht und geht so ins Ausland. —

o. e. Während der Session von 1893 war die durchschnittliche Dauer der Sitzungen im englischen Unterhause acht Stunden zweundzwanzig Minuten. Die längste Sitzung am 14. Juli, dauerte 14 Stunden, von 8 Uhr nachmittags bis 5 Uhr früh. Bierzig Abstimmungen fanden erst nach Mitternacht statt. —

— Aus New-York laufen weitere Nachrichten von Unglücksfällen, die durch den letzten Sturm verursacht wurden, ein: Mehrere Dampfer trafen in nordatlantischen Häfen mit Makrosen von untergegangenen Segelschiffen ein. Mindestens 30 Schooner sind verunglückt. An der Küste von Neu-England sind 86 Schiffe gestrandet, außerdem sind im Hafen von Boston 30 Schiffe ganz oder theilweise vrad geworden, wobei etwa 40 Personen das Leben eingebüßt haben. Am Kap Cod sind mehr als 30 Schiffe gestrandet. —

— In den Salpeterwerken von Lagunas brach, wie aus Valparaiso gemeldet wird, Feuer aus. Der durch dasselbe angerichtete Schaden soll mehr als 100 000 Dollars betragen. —

— In Hankau am mittleren Yangtsekiang hat eine furchtbare Feuersbrunst stattgefunden, über die jetzt erst genaueres bekannt wird. In der enggebauten, von Menschen vollgepfropften Stadt sind nicht weniger als fünf Kilometer Straßen niedergebrannt, und beinahe elftausend Familien haben ihr Obdach verloren. Mehr als tausend Menschen fanden in den Flammen den Tod. In einer engen und langen Gasse kamen allein 217 Personen um. —